

Péter Maitz

Kontaktsprachengese: Über die sprachökologischen Folgen kolonialer Gesellschaftsordnung

Peter Mühlhäusler zum 75. Geburtstag

Zusammenfassung: Gegenstand des Beitrags ist die Sprachevolution in kolonialen Kontexten. Es werden die soziolinguistischen Kontextfaktoren identifiziert und beleuchtet, die einerseits zu den Wesensmerkmalen von kolonialen Gesellschaftsordnungen gehören, und andererseits anscheinend diese zugleich auch zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Entstehung von kolonialen Kontaktsprachen (Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen) machen. Aufgrund der ausgewerteten Daten und Quellen werden zwei kolonialtypische *conditiones sine quibus non* ausgemacht, die in kausalem Zusammenhang mit der Genese von kolonialen Kontaktsprachen stehen dürften: erstens der intensive, regelmäßige und über längere Zeit hinweg bestehende Sprachgemeinschaftskontakt, und zweitens die von strikter Rassen- bzw. Klassentrennung, Ausgrenzung, Unterdrückung und Diskriminierung geprägten sozialen Missstände. Im Sinne der Argumentation kann die Entstehung von Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen als das Resultat der Reaktion ihrer Kreatorinnen und Kreatoren auf die durch diese beiden fundamentalen Merkmale gekennzeichneten Situationen betrachtet werden. Koloniale Kontaktsprachengese stellt in diesem Sinne in recht scharfem Gegensatz zum „Normalfall“ des Sprachwandels kein Phänomen der dritten Art im Sinne von Keller (1990) dar, sondern ist – in unterschiedlichem Ausmaß und auf unterschiedliche Art und Weise – das Resultat von bewusstem, intendiertem Sprachwandel – oder eben Nicht-Wandel.

Schlagwörter: Sprachevolution, Sprachkontakt, Sprachwandel, Intendierter Sprachwandel, Sprachökologie, Koloniallynguistik, Kontaktsprachen, Pidginsprachen, Kreolsprachen, Bilinguale Mischsprachen, Unserdeutsch, Petjo, Javindo

Anmerkung: Sowohl der vom Verfasser 2018 beim Bozener Workshop gehaltene Vortrag als auch der vorliegende Beitrag gehen zum Großteil auf Forschungen zurück, die im Rahmen des Projekts „*Unserdeutsch (Rabaul Creole German): Dokumentation einer stark gefährdeten Kreolsprache in Papua-Neuguinea*“ (MA 6769/1-1) durchgeführt und in dankenswerter Weise von der DFG finanziert wurden. Für wertvolle Hinweise und Kommentare zu einer früheren Fassung des Textes danke ich Anna Molnár (Debrecen).

Péter Maitz: Universität Augsburg/Universität Bern, E-Mail: petermaitz@icloud.com

<https://doi.org/10.1515/9783111338668-005>

1 Einleitung

Eroberung und dabei besonders auch *Kolonisierung* werden in der einschlägigen Fachliteratur (vgl. etwa Nettle & Romaine 2000, Thomason 2015) mit unter den wichtigsten sozialen Kontextbedingungen für Sprachgefährdung und Sprachtod gehandelt. In der Tat: Unter den bedrohten wie auch den bereits ausgestorbenen Sprachen der Welt ist die Zahl von Sprachen kolonisierter bzw. postkolonialer Sprachgemeinschaften Legion (vgl. Eberhard et al. 2022, Moseley 2007). Ein Blick allein auf die sprachökologischen Verhältnisse auf dem australischen Kontinent genügt, um die verheerenden Folgen des Kolonialismus für sprachliche Diversität vor Augen zu führen. Um 1788, zu Beginn der britischen Kolonialherrschaft, wurden in Australien noch um die 250 indigene Sprachen gesprochen. 2016 waren laut O'Shennesy und Meakins (2016: 7) – im Einklang mit Nettle & Romaine (2000: 123) – nur mehr 18 von diesen „stark“ in dem Sinne zumindest, dass die intergenerationelle Sprachübertragung noch nicht vollständig abgebrochen war. Die verbleibenden etwa 230 Sprachen sind aber mehrheitlich inzwischen tot, und auch die weiteren, noch lebenden, vom Tod gezeichnet (Moseley 2007). Koloniale Gesellschaftsordnung kann somit zu Recht als *glottophag* (Calvet 1974) bezeichnet werden, indem sie die Sprachen der Kolonisierten nicht nur bedroht, sondern, wie die Erfahrung zeigt, in vielen Fällen tatsächlich auch „verschlingt“.

Der Kolonialismus hat allerdings im Hinblick auf seine sprachökologischen Folgen einen widersprüchlichen, janusköpfigen Charakter: Dem erwähnten zerstörerischen, glottophagen Gesicht steht nämlich ein ausgesprochen schöpferisches gegenüber, das umgekehrt durch die Entstehung einer Reihe von neuen Sprachen geprägt ist. Dieses soll auch im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags stehen. Gegenstand der nachfolgenden Überlegungen ist somit die Sprachevolution in kolonialen Kontexten. Es sollen die grundlegenden *soziolinguistischen Kontextvoraussetzungen der Entstehung von kolonialen Kontaktsprachen* identifiziert und beleuchtet werden, deren Zusammenspiel dem Kolonialismus letztlich sein schöpferisches linguistisches Gesicht verleiht.

Die bei der Argumentation berücksichtigten Daten bzw. Beispiele werden nicht auf einzelne, bestimmte Regionen, Kolonien, Sprachgemeinschaften oder Sprachen beschränkt sein. Gleiches gilt, sofern nicht anders vermerkt, auch für den beanspruchten Geltungsbereich von soziolinguistischen Verallgemeinerungen. Nichtsdestotrotz soll im Beitrag denjenigen nicht-kanonischen, *kontinentalwestgermanisch-basierten Kontaktsprachen* besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, die in den ehemaligen deutschen und niederländischen Kolonien *im asiatisch-pazifischen Raum* entstanden und bislang wenig erforscht worden sind. Gemeint sind zum einen die einst auf der indonesischen Insel Java entstandenen und gesprochenen *Petjo* (Van Rheedeen 1994, Giesbers 1995) und *Javindo* (de Gruiter 1994), und

zum anderen – und ganz besonders – die deutsch-basierten Kontaktsprachen aus dem einstigen Deutsch-Neuguinea im Südwest-Pazifik (Mühlhäusler 1977, 1984, 2012). Unter letzteren in erster Linie *Unserdeutsch* (vgl. Maitz & Volker 2017a, Maitz & Lindenfesler 2018a und 2018b, Volker 1991), ein deutsch-basiertes Kreol, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus dem Kontakt zwischen Deutsch und Tok Pisin sowie einer Reihe weiterer, zum Großteil nicht näher bekannter indigener und Immigrantensprachen des Bismarck-Archipels hervorgegangen ist. Die besondere Berücksichtigung dieser Sprachen ist nicht nur dadurch gerechtfertigt, dass sie in der internationalen evolutions- und kontaktlinguistischen Grundlagenforschung bislang bestenfalls am Rande beachtet wurden. Vielmehr auch insofern, als das empirische Augenmerk der kontaktologischen und insbesondere der kreolistischen Theoriebildung nach wie vor allzu sehr und bisweilen einseitig auf prototypisch-kanonische Fälle und auch unter diesen insbesondere auf die atlantischen Kontaktsprachen gerichtet ist (vgl. McWhorter 2005: 249, Michaelis 2020).

Der Beitrag gliedert sich wie folgt. In Abschnitt 2 wird zunächst die Genese von kolonialen Kontaktsprachen im Kontext von kontaktinduziertem sprachökologischem Wandel verankert. Im darauffolgenden Abschnitt 3 werden die im Fokus stehenden kolonialen Kontaktsprachen innerhalb der gegenwärtig als kanonisch zu bezeichnenden Kontaktsprachentypologie verortet. Der zentrale Abschnitt 4 ist anschließend den kolonialtypischen – wenn auch keineswegs kolonialspezifischen – sozialen und linguistischen Kontextfaktoren der Kontaktsprachengnese gewidmet. Es sollen hier diejenigen Rahmenbedingungen identifiziert und erläutert werden, die einerseits zu den Wesensmerkmalen von kolonialen Gesellschaftsordnungen gehören, und diese andererseits anscheinend zugleich auch zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Entstehung von Kontaktsprachen machen. In Abschnitt 5 sollen schließlich die zentralen Erkenntnisse zusammengefasst und aus diesen einige weitere Schlussfolgerungen abgeleitet werden.

2 Kolonialer Sprachkontakt und seine sprachökologischen Folgen

Im Hinblick auf seine sprachökologischen Folgen und in Abhängigkeit von den jeweiligen sozialen Kontextbedingungen kann Sprachkontakt in kolonialen Zusammenhängen – wie auch darüber hinaus – grundsätzlich drei unterschiedliche Folgeeffekte haben (vgl. auch O'Shannessy 2011).

Beim ersten, dem *Spracherhalt*, hält die kolonisierte Sprachgemeinschaft an ihrer eigenen Sprache fest, die sie vor der Entstehung des Kontakts zu den Kolonisierenden traditionell gebraucht hatte, selbst wenn der Sprachkontakt die Struktur

ihrer Sprache und/oder ihr Sprachrepertoire nicht unberührt lässt. Dieses Szenario tritt in der Regel bei weniger intensivem Kontakt bzw. bei geringerem kulturellem Druck im Sinne von Thomason und Kaufman (1988: 65–129) ein. Es ist daher vor allem für *Ausbeutungs- und Handelskolonien* (vgl. Mufwene 2001) typisch, die durch die eher geringe zahlenmäßige Präsenz der Gruppe der Kolonisierenden gekennzeichnet sind. Selbst wenn die kolonisierten Gruppen erfolgreich zu Erwerb und gruppenexternem Gebrauch der Sprache der Kolonialmacht gezwungen werden können, bleibt diese erzwungene Mehrsprachigkeit über längere Zeit hinweg relativ stabil. Die eigenen Sprachen der kolonisierten Kontaktgruppen geraten nicht in Existenzgefahr, das sprachökologische Gesamtsystem der Kolonie bleibt folglich stabil. Dieses Szenario lässt sich etwa im Fall der einstigen pazifischen Kolonie Deutsch-Neuguinea auf dem Gebiet des heutigen Papua-Neuguineas beobachten. Hiery (2001: 18) zufolge erreichte hier die Zahl der niedergelassenen deutschen Siedler während der gesamten deutschen Kolonialzeit zwischen 1884 und dem Ersten Weltkrieg nicht einmal 4000. Zu intensivem Kontakt zwischen den Deutschen und den kolonisierten Sprachgemeinschaften sowie zu effektivem Sprachzwang konnte es daher bestenfalls nur punktuell, vor allem im Umfeld der kolonialen Verwaltungs- und Missionszentren, kommen. Demzufolge konnten tatsächlich so gut wie alle der über 800 indigenen Sprachen der Region die Zeit der deutschen – und selbst der anschließenden australischen – kolonialen Unterdrückung unversehrt, d. h. mit traditionell zwar zumeist geringen aber dennoch stabilen Sprecherzahlen¹ überleben.

Zweitens kann kolonialer Sprachkontakt auch *Sprachwechsel* zur Folge haben, der aus sprachökologischer Sicht zugleich als der wohl schädlichste Kontakteffekt angesehen werden kann. Gemeint ist hierbei das Szenario, in dem eine kolonisierte Sprachgemeinschaft ihre traditionell und habituell gesprochene, indigene Sprache zugunsten einer anderen aufgibt, die sie im Zuge des Kontakts mit den Kolonisierenden übernommen oder neu etabliert und indigenisiert hat. Dieser Kontakteffekt tritt typischerweise – aber keineswegs ausschließlich – in *Siedlungskolonien* ein, wo die kolonisierten Sprachgemeinschaften infolge der relativ starken zahlenmäßigen Präsenz der Kolonisierenden intensivem, dauerhaftem Kontakt, somit regulärer Intergruppenkommunikation und folglich auch starkem, fortwährendem Sprachzwang ausgesetzt sind (zu weiteren relevanten Kontextfaktoren und möglichen Ursachen vgl. Nettle & Romaine 2000: 90–97). Der Sprachwechsel vollzieht sich immer und zwangsläufig über ein Zwischenstadium von instabiler Mehrsprachigkeit und Sprachgefährdung. Diese temporäre und instabile, durch das fortlaufende

¹ Selbst bei Personenbezeichnungen, bei denen ich aus platzökonomischen oder anderen Gründen das generische Maskulinum verwende, meine ich stets Personen *jeglichen* Geschlechts.

Sinken von Sprecherzahl und Sprachgebrauchsfrequenz geprägte, Zwischenphase kann je nach sozialen Kontextbedingungen unterschiedlich lang, von 1–2 Generationen bis hin zu einigen Jahrhunderten, dauern, bevor der Sprachwechselprozess seinen Endpunkt erreicht: Die intergenerationelle Sprachübertragung bricht vollständig und endgültig ab, so dass mit dem Tod der letzten Sprechergeneration zugleich auch die von der kolonisierten Sprachgemeinschaft vor der Entstehung des Kontakts gesprochene Sprache erlischt. Der Sprachwechsel geht somit, wie ersichtlich, in immanenter Weise mit Sprachgefährdung und Sprachtod einher. Damit hat dieses Sprachgebrauchswandelszenario in aller Regel tiefgreifende Folgen auch für das sprachökologische Gesamtsystem bzw. die sprachliche Diversität der jeweiligen Kolonie, und ist letzten Endes – zusammen mit den verursachenden, kolonialtypischen Kontextfaktoren – auch für die eingangs erwähnte Glottophagie des Kolonialismus verantwortlich. Für ein demonstratives Fallbeispiel könnte in diesem Zusammenhang u. a. auf die in Abschnitt 1 erwähnten indigenen Volksgruppen Australiens verwiesen werden, deren Sprachen dem Sprachwechsel im Zuge des Kontakts mit den europäischen Kolonisierenden ihres Landes zum Opfer gefallen sind. Weitere, vergleichbare Fälle könnten aber in recht hoher Zahl ebenso aus den ehemaligen (Siedlungs-)Kolonien insbesondere in Amerika oder Ozeanien genannt werden (vgl. Moseley 2007, Nettle & Romaine 2000).

Last but not least: Unter den sprachökologisch relevanten Sprachkontakt-effekten scheint für koloniale Kontexte die *Entstehung von neuen Sprachen bzw. Sprachvarietäten* besonders typisch zu sein. Solche können sich sowohl unter den Kolonisierenden als auch – und ganz besonders – unter den kolonisierten Sprachgemeinschaften herausbilden. Ihre Entstehung kann unterschiedliche Folgen für das sprachliche Repertoire der jeweiligen Sprachgemeinschaft und für die sprachliche Diversität der Kolonie haben in Abhängigkeit davon, ob die neue Sprache nach ihrer Etablierung additiv oder subtraktiv, d. h. neben oder anstelle der Prä-Kontakt-Sprache der jeweiligen Sprachgemeinschaft verwendet wird. Die Genese von Kontaktsprachen setzt in jedem Fall relativ intensiven und dauerhaften Kontakt voraus, und ist in sprachstruktureller Sicht das Resultat von mehr oder weniger tiefgreifender und umfassender, grammatischer (syntaktischer, morphologischer und/oder phonologischer) Restrukturierung von einem der kontaktierenden Sprachen bzw. Varietäten (Baker 2000). Diese Restrukturierung kann, wie u. a. Van Coetsem (1988) und Winford (2008 und 2009) gezeigt haben, unter unterschiedlichen Kontextbedingungen und infolge grundlegend unterschiedlicher linguistischer Mechanismen vor sich gehen. Dementsprechend zeigen auch die aus dem Kontakt hervorgehenden Sprachen zum Teil grundlegend unterschiedliche strukturelle Muster, und können folglich in unterschiedliche typologische Klassen eingeteilt werden.

Im verbleibenden Teil dieses Beitrags werden diejenige von diesen fokussiert, die zu den *Kontaktsprachen im engeren Sinne* gehören, und als solche zugleich

auch in besonderer Weise kolonialtypisch sind. M. a. W. wird im Folgenden – im Einklang mit der einschlägigen Definition von Thomason (2001: 158) – die Genese durch kolonialen Sprachkontakt entstandener Sprachen im Fokus stehen, deren Wortschatz und Grammatik auf jeweils unterschiedliche dominante Quellsprachen zurückgeführt werden können, und deren Genese somit, anders als dies beispielsweise bei den romanischen Einzelsprachen der Fall zu sein scheint, nicht monoparental, als struktureller Divergenzprozess aus einer einzigen Vorgängersprache, erklärt werden kann. Als herausgegriffene Beispiele seien hier genannt: die auf den pazifischen Inseln Pitcairn und Norfolk gesprochenen Pitkern und Norf’k (Mühlhäusler 2020, Ross & Moverley 1964), das u. a. in Großbritannien gesprochene Angloromani (Matras 2010), oder das einst auf den Amerikanischen Jungferninseln entstandene und gesprochene sog. Negerhollands (Rossem & van der Voort 1996, Velupillai 2015: 55–58). Wie allein die bislang genannten Beispiele andeuten (für weitere s. Velupillai 2015), sind Kontaktsprachen im beschriebenen Sinne in allen Kolonietypen und Kontinenten dokumentiert (vgl. Michaelis et al. 2013, Smith 1994). Sie scheinen allerdings geographisch nicht gleichmäßig und schon gar nicht zufällig verteilt zu sein (vgl. Mufwene 2001 und 2021). Naturgemäß sind die weitaus wenigsten von ihnen in Europa, dem Heimatkontinent der einstigen Kolonialmächte entstanden, wo die Mehrsprachigkeit im Weltmaßstab von vornherein am wenigsten ausgeprägt war und nach wie vor ist (vgl. Eberhard et al. 2022).

Ihre weltweite Verbreitung zusammen mit der Tatsache, dass ihre Zahl selbst bei einer solchen engeren Kontaktsprachendefinition mehrere hundert erreicht, macht auf zweierlei aufmerksam. Erstens darauf, dass in kolonialen Kontexten entstandene Kontaktsprachen höchstens aus der eurozentrisch-kolonialen Perspektive auf Monolingualismus ausgerichteter *standard language cultures* (Milroy 2001) als exotische linguistische Orchideen betrachtet werden können. Und zweitens wird uns dadurch mit aller Klarheit das Phänomen vor Augen geführt, um dessen Hintergründe und Triebkräfte es im Folgenden gehen soll: die linguistische „Fruchtbarkeit“ kolonialer Gesellschaftsordnung.

3 Zur Typologie kolonialer Kontaktsprachen

Durch die vorhin genannte und im Weiteren angewandte Definition gerät natürlich eine recht hohe Zahl von neuen, mehr oder minder *konventionalisierten* Sprachen bzw. Sprachvarietäten außerhalb unseres Betrachtungshorizonts, die ebenfalls durch Sprachkontakt entstanden ist, und bei einer anderen, breiteren Definition des Begriffs ebenfalls als Kontaktsprache bzw. Kontaktvarietät gefasst werden könnte.

Zu diesen gehören erstens die durch Varietätenmischung und -ausgleich unter den Kolonisierenden entstandenen *kolonialen Koines*, auch neue Dialekte genannt, wie etwa das Neuseeländische Englisch (Trudgill 2004); zweitens die zahlreichen sog. *indigenisierten L2-Varietäten* der Sprachen der einstigen Kolonialmächte, wie beispielsweise das Haitianische Französisch oder das Singapurische Englisch, die unter der kolonisierten, indigenen Bevölkerung im Zuge des Zweitspracherwerbs der übergeordneten kolonialen Kontaktsprache in vielen Teilen der Welt entstanden sind (vgl. z. B. Schreier et al. 2020); und drittens – und jüngst – die *neuen urbanen Kontaktvarietäten* („*Multiethnolekte*“) der modernen, multilingualen Großstädte, wie sie mittlerweile in zahlreichen Teilen der Welt dokumentiert worden sind (Wiese 2020).

Die kolonialen Kontaktsprachen im klassischen, engeren Sinne, die die Kriterien der oben genannten Definition erfüllen und um die es im Folgenden gehen wird, werden gewöhnlich in drei typologische Klassen mit jeweils weiteren Unterklassen eingeteilt: *Pidgins*, *Kreols* und *bilinguale Mischsprachen* (Matras 2020: 297–332, Thomason 2001: 157–221, Velupillai 2015, Bakker 2017, Daval-Markussen & Bakker 2017). Diese wohletablierte, im internationalen Forschungsdiskurs der letzten Jahrzehnte fest verankerte, dreigliedrige Kontaktsprachentypologie wird allerdings in letzter Zeit ebenso immer häufiger und lauter in Frage gestellt wie so gut wie alle zur Definition der einzelnen typologischen Klassen üblicherweise angesetzten Kriterien und typologischen Merkmale (vgl. etwa McWhorter 2018, Mufwene 2001 und 2021). Thomasons 2008 aufgestellte Diagnose zur diesbezüglichen Forschungssituation innerhalb der Pidginistik und Kreolistik trifft nach wie vor, heute mehr denn je, zu, und kann guten Gewissens auch auf den *state of the art* der Forschung zum typologischen Status und Charakter der bilingualen Mischsprachen übertragen werden (vgl. etwa Matras & Bakker 2003, Versteegh 2017). Sie kann bzw. muss daher auch als Ausgangspunkt für die weiteren Ausführungen im vorliegenden Beitrag dienen:

It would be nice to be able to start with a foundation of agreed-upon positions [...]. Unfortunately, this isn't possible. I think it's safe to say that the only thing all pidgin/creole specialists agree on is that we don't agree on much of anything. (Thomason 2008b: 243)

Angesichts dieser Grundlageninstabilität innerhalb der Sprachkontakttheorie, in weitgehender Ermangelung von einschlägigen *common grounds*, wird hier auf die Angabe oder gar Herleitung von Definitionen im eigentlichen Sinne zu den einzelnen Sprachtypen von vornherein und bewusst verzichtet. Stattdessen werden wir uns notgedrungen damit begnügen, die zu unseren Zwecken notwendigen und zur gegenseitigen Abgrenzung hinreichenden *prototypischen* Merkmale der drei genannten typologischen Klassen von Kontaktsprachen anzugeben.

Pidgins entstehen typischerweise aus dem Kontakt zwischen mehr als zwei Sprachgemeinschaften, die einerseits über keine gemeinsame Sprache verfügen, andererseits aber eine solche brauchen, da sie über längere Zeit hinweg regelmäßig, wenn auch begrenzt, bei der Arbeit auf einer Pflanzung etwa, miteinander kommunizieren müssen. Die primäre Funktion von *Pidgins* ist dementsprechend die einer kommunikativen Brücke, welche aber ausschließlich bei dieser begrenzten Intergruppenkommunikation benötigt und folglich auch nur dort benutzt wird. Im Geneseprozess von *Pidgins* kommt dem Zweitspracherwerb (fortan: L2-Erwerb) eine zentrale Rolle zu. Dieser wird unter den Betroffenen der geschilderten kommunikativen Notsituation zum Zweck der Verständigungssicherung ausgelöst bzw. in Gang gesetzt, mündet allerdings nicht im tatsächlichen Erwerb der jeweiligen Kontaktsprache(n). Stattdessen entsteht eben das *Pidgin* mit einer neuartigen, vereinfachten linguistischen Gesamtstruktur, deren grammatische Komponente sich im Sinne von Thomason (2001: 181–183) als sprachübergreifender struktureller Kompromiss zwischen den beteiligten Kontaktsprachen fassen lässt, während der Wortschatz zum Großteil aus einem der Kontaktsprachen übernommen bzw. abgeleitet wird. Insgesamt sind *Pidgins*, wie gesagt, durch geringe strukturelle Elaboriertheit gekennzeichnet. Diese kann zum Teil als naheliegende Folge ihrer eingeschränkten Funktionen, zum Teil aber auch als Resultat von spontanen Simplifizierungen im Zuge des L2-Erwerbs erklärt werden.

Im Hinblick auf ihren Entstehungskontext, ihre strukturellen Grundmuster und die Rolle des L2-Erwerbs im Prozess ihrer Entstehung teilen *Kreolsprachen* die meisten der vorhin genannten, grundlegenden Merkmale von *Pidgins*. Anders als diese etablieren sich allerdings *Kreols* früher oder später als *Erstsprachen* einer Sprachgemeinschaft, unabhängig davon, ob sie eine klar identifizierbare *Pidgin*-phase durchlaufen haben oder nicht. Diese Nativisierung geht oft zugleich mit einem deutlichen Funktions- und Domänenausbau einher, der insbesondere auch die *gruppeninterne*, horizontale Alltagskommunikation sowie die Markierung von sozialer/ethnischer (Nicht-)Identität umfasst. Die Folge dieser erweiterten Funktionen und Verwendungskontexte ist wiederum ein struktureller Elaboriertheitsgrad bei *Kreolsprachen*, der – typischer- aber nicht notwendigerweise – den von *Pidgins* deutlich übersteigt. Folgendes Sprachbeispiel (1) aus Unserdeutsch (deutsch-basiertes *Kreol*, Papua-Neuguinea) soll die genannten grundlegenden strukturellen Charakteristika von *Pidgins* und *Kreols* in Relation zu ihren Quellsprachen verdeutlichen (zu Herkunft und Qualität der Daten s. Götze et al. 2017).

- (1) *de tür var veg fon de klain-e haus*
 ART.DEF door was gone of ART.DEF small-ATTR house
 ‘Die Tür vom Klo war weg.’

Die weitgehende Dominanz des deutschen Elements im Wortschatz von Unserdeutsch ist in (1) schon auf den ersten Blick unverkennbar. Im Bereich der Grammatik zeichnen sich hingegen, wie erwartbar, bereits deutlich komplexere Verhältnisse ab. Die Nominalphrase (fortan: NP) *de tür* – ‚die Tür‘ bestehend aus Definitartikel + Nomen scheint in syntaktischer Hinsicht der Struktur der korrespondierenden standarddeutschen NP zu folgen, nicht aber Tok Pisin, dem der Definitartikel grundsätzlich fremd ist (vgl. etwa (3)). Andererseits ist der Definitartikel *de* in Unserdeutsch, anders als im Deutschen, unflektierbar (u. a. auch genus- und kasusindifferent), und kann bisweilen auch weggelassen werden (vgl. Maitz & Lindenfelser 2018a: 323, 330, 337). Somit kann die beschriebene Phrasenstruktur in Unserdeutsch zu Recht als sprachübergreifender struktureller Kompromiss zwischen den beteiligten Kontaktsprachen charakterisiert werden: Auch wenn sie an vergleichbaren Konstruktionen in den beiden wichtigsten Elternsprachen ausgerichtet sein mag, repliziert sie keine von diesen 1:1. Stattdessen wird durch innovative Selektion aus den Merkmalen der beiden Modellkonstruktionen in Standarddeutsch und Tok Pisin eine neue, eigene Phrasenstruktur grammatikalisiert, die einerseits zwar einen Definitartikel enthält, andererseits aber durch maximale Kategorien- und Flexionsarmut gekennzeichnet ist. An der Präpositionalphrase *fon de klaine haus* lässt sich – neben der soeben vorgestellten – auch noch eine weitere strukturelle Innovation in Unserdeutsch erkennen: das Adjektivsuffix {-e}, das sich in formaler Hinsicht wohl aus dem korrespondierenden Adjektivsuffix im Standarddeutschen ableiten lässt, in funktionaler Hinsicht aber in Unserdeutsch zu einem Attributivmarker reanalysiert und grammatikalisiert wurde. Es ist das einzige Adjektivdeklinationssuffix der Sprache, ist auch weitgehend obligatorisiert, und tritt immer und ausschließlich an den Stamm von attributiv verwendeten Adjektiven. In auffallend ähnlicher Weise besitzt auch das Tok Pisin nur ein einziges Adjektivsuffix: {-pela}; vgl. *tupela manmeri* – ‚zwei Menschen‘. Seine Realisierung unterliegt zwar recht vielen, vor allem phonologischen und lexikalischen, Restriktionen, ist aber grundsätzlich keineswegs an eine einzige, bestimmte syntaktische oder semantische Kategorie wie etwa Attributivität gebunden (Mühlhäusler 1985a: 336, Mühlhäusler 1985b: 352–354, Verhaar 1995: 12–17). Vgl. etwa (2) für sein adverbiales und (3) für sein prädikatives Vorkommen:

(2) *em i singaut bik-pela*
 3SG PRED shout big-ADJ
 ‚Er/sie schreit/schrie laut.‘ (Mühlhäusler 1985a: 336)

(3) *gaden bilong em i bik-pela*
 garden of 3SG PRED big-ADJ
 ‚Sein/ihr Garten ist groß.‘

Dementsprechend kann das Adjektivsuffix {-pela} in Tok Pisin widerspruchsfrei, in deskriptiv adäquater Weise nur als Wortartmarker für Adjektive analysiert werden. Somit ergibt sich die grundlegende, allgemeine Schlussfolgerung, dass die Flexionsmorphologie des Adjektivs in Unserdeutsch mit beiden seiner wichtigsten Elternsprachen augenfällige Parallelen zeigt, keine von diesen aber 1:1 abbildet. Aus dem Inventar deutscher Adjektivdeklinationssuffixe hat Unserdeutsch scheinbar nur ein einziges ererbt und bewahrt, und die Verwendung von diesem auf sämtliche attributiv gebrauchte Adjektive ausgeweitet. Auf diese Weise hat es zum einen Attributivität als obligatorisch markierte grammatische Kategorie neu in sein System eingeführt. Zum anderen hat es auf diese Weise, durch den gleichzeitigen Wegfall von jeglicher Genus- und Kasusdifferenzierung, ein Adjektivdeklinationssystem bzw. -paradigma herausgebildet, das im Hinblick auf seine Beschaffenheit und Simplität dem von Tok Pisin sehr nahekommt.

Bilinguale Mischsprachen zeigen im Vergleich zu Pidgins und Kreols ein markant abweichendes typologisches Profil (vgl. etwa Bakker 2017, Mazzoli & Sippola 2021, Thomason 2001: 198–221). Sie entstehen typischerweise aus dem Kontakt von nicht mehr als zwei Sprachen in Gemeinschaften, in denen diese beiden Sprachen gleichzeitig und mehr oder weniger gleichmäßig etabliert sind. Die gruppeninterne Verständigung ist in derartigen Kontexten grundsätzlich von vornherein gewährleistet, so dass in der Regel keine Notwendigkeit zum kollektiven L2-Erwerb bzw. zur Etablierung einer neuen, gemeinsamen Sprache besteht. Hinter der Genese von bilingualen Mischsprachen steht in diesem Sinne, anders als bei Pidgins und Kreols, keine kommunikative Notsituation, sondern vielmehr die Absicht einer Gemeinschaft, durch sprachliche Differenzherstellung ihre ethnische und/oder soziale Distinktheit her(aus)zustellen bzw. soziale Distanz zu ihrer sozialen Umgebung zu schaffen. Die typischen Kontexte hierfür stellen laut Meakins (2013 und 2018) Migration, Mischehen oder kulturelle Überlagerung dar – allesamt typische Begleit- bzw. Folgeerscheinungen des Kolonialismus. Da der kollektive L2-Erwerb, wie gesagt, keinen notwendigen bzw. substanziellen Bestandteil des Geneseprozesses von bilingualen Mischsprachen darstellt, ist naturgemäß auch die linguistische Struktur dieser Sprachen typischerweise nicht, zumindest aber nicht in signifikantem Ausmaß, vom (unvollständigen) L2-Erwerb geprägt. Grammatik und Wortschatz von bilingualen Mischsprachen stellen stattdessen typischerweise eine bloße Mischung von im Wesentlichen unverändert übernommenen größeren Ausschnitten bzw. Teilsystemen aus den beiden Elternsprachen dar. Die Grundzüge dieser, im Vergleich zu Pidgins und Kreols grundlegend anderen strukturellen Beschaffenheit von bilingualen Mischsprachen erkennt man auch an folgendem Sprachbeispiel (4) aus Javindo (Semarang, Indonesien), einer aus der Mischung von Javanisch und Niederländisch hervorgegangenen bilingualen Mischsprache:

- (4) *Lho*, (...) *als jij snap-nul hier taq maken-ké*
 oh if 2SG understand-NEG here 1SG make- CAUS
 ‘Oh, wenn du es nicht kannst, her damit, ich kann (es) für dich machen.’
 (De Gruiter 1994: 156–157)

Javindo gehört zur typologischen Subklasse der G(rammatik)-L(exikon)-Mischsprachen (vgl. Bakker 2017): Während sein Inhaltswortschatz größtenteils aus dem Niederländischen stammt, lässt sich seine Grammatik hauptsächlich aus dem Javanischen, einer örtlichen malayo-polynesischen Sprache auf Java, ableiten. Diesem Muster folgend erscheint auch in (4) die weitgehend vom Niederländischen geprägte Lexik formal wie kategoriell in die Grammatik des Javanischen eingebettet, was man am explizitesten am javanischen Kausativsuffix {-*ké*} sowie dem Subjektpronomen *taq* in Verbindung mit dem niederländischen Verb *maken* erkennen kann (De Gruiter 1994: 156–157). Kompromissartige, systemische strukturelle Innovationen bzw. Modifikationen oder auch L2-erwerbsbedingte Simplifizierungen von Modellkonstruktionen der Elternsprachen, wie sie für Pidgins und Kreols typisch sind, erkennt man nicht. Stattdessen werden die einzelnen Systemausschnitte aus den beiden Elternsprachen im Wesentlichen unverändert übernommen und zusammengefügt.

4 Kontextvoraussetzungen der Genese kolonialer Kontaktsprachen

Was ist nun aber das Besondere an kolonialen Kontexten, was sie anscheinend zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Genese von neuen Sprachen macht? Diese Fragestellung zielt im Grunde auf die Identifizierung der *conditiones sine quibus non* der Kontaktsprachengnese ab, der notwendigen Kontextvoraussetzungen also, die zur Entstehung von Pidgins, Kreols oder bilingualen Mischsprachen scheinbar gegeben sein müssen. Diese Voraussetzungen sind zum Teil sprachlicher und zum anderen, meiner Ansicht nach größeren Teil sozialer Natur. Noch bevor im Einzelnen auf sie eingegangen wird, sei gleich vorausgeschickt: Es gibt keine unter ihnen, die im strengen Sinne des Wortes kolonialspezifisch wäre, die man also anderswo, außerhalb von kolonialen Kontexten, nicht vorfinden könnte. Dafür spricht allein schon die Tatsache, dass man unter den weltweit dokumentierten Kontaktsprachen – wenn auch eher selten – tatsächlich auch solche findet, die außerhalb von kolonialen Zusammenhängen entstanden sind. Ein einschlägiges, bekannteres Beispiel hierfür wäre etwa das arktische Handelspidgin Russenorsk, das seinerzeit aus dem Kontakt zwischen russischen Händlern und norwegischen

Fischern hervorgegangen ist (vgl. Jahr 2005, Velupillai 2015: 413–418). Das Besondere und in unserem Zusammenhang Entscheidende an kolonialen Kontexten scheint also nicht das Vorhandensein einzelner, besonderer sprachlicher und/oder außersprachlicher Faktoren zu sein, sondern vielmehr das kolonialtypische, matrixartige, d. h. gleichzeitige und gemeinsame Auftreten an sich keineswegs kolonialspezifischer einzelner Kontextbedingungen.

Die erste, wohl wichtigste, für die Entstehung aller drei typologischen Klassen von Kontaktsprachen unentbehrliche linguistische Voraussetzung ist vorhin schon genannt worden: der mehr oder weniger *intensive, regelmäßige und über längere Zeit hinweg bestehende Sprach- bzw. Sprachgemeinschaftskontakt*. Die von Europa aus kolonisierten Kontinente bzw. Regionen der Welt waren, wie bereits erwähnt, von vornherein in deutlich höherem Maße von Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit geprägt, als dies im Allgemeinen in Europa der Fall war (s. oben). Dennoch lebten die Menschen traditionellerweise und zum weit überwiegenden Teil auch in diesen Regionen, wie überall in der Welt, in sog. *societies of intimates*, d. h. in kleinen, kohäsiven, sozial stabilen, typischerweise monolingualen Stammes- bzw. Dorfgemeinschaften mit dichten und multiplen, geschlossenen sozialen Netzwerken (vgl. Givón 2005 und 2020, Milroy 1980, Milroy & Milroy 1985, Trudgill 2015). Je nach örtlichen Gegebenheiten mögen sie zwar mehr oder weniger regelmäßigen Kontakt zu anderen, vor allem benachbarten, Sprachgemeinschaften gehabt haben. Dieser Kontakt war jedoch selten so extensiv und intensiv, dass er zur Entstehung ausgedehnter individueller und kollektiver Mehrsprachigkeit, und somit zu einem ausgeprägt mehrsprachigen kommunikativen Alltag innerhalb der Gemeinschaft geführt hätte. So konnten *societies of intimates* die Kontinuität ihrer ethnolinguistischen Traditionen und dadurch die Stabilität ihrer ethnischen und sprachlichen Gruppengrenzen über Jahrhunderte hinweg bewahren. Wäre dies anders gewesen, hätte sich auch die vorhin genannte, enorme ethnolinguistische Diversität Papua-Neuguineas nie etablieren, und sich erst recht nicht über Jahrhunderte hinweg und bis in die Gegenwart hinein halten können (Foley 1986, Kulick 1992, Laycock 1982, Nettle & Romaine 2000: 78–98).

Die Kolonisation hat aber die geschilderten traditionellen sozialen Strukturen und/oder die sprachlichen Verhältnisse in den kolonisierten Gebieten vielerorts katastrophenartig: abrupt und grundlegend verändert. Zum einen sind vor allem etwa auf Pflanzungen, um koloniale Verwaltungs- und Handelszentren sowie Häfen, im Umfeld von größeren Missionsstationen, in Siedlungskolonien aber auch großflächig, neben oder anstelle traditioneller *societies of intimates* neue, grundlegend anders funktionierende *societies of strangers* entstanden: größere, ethnisch und sprachlich oft äußerst heterogene, sozial instabile, offene Gemeinschaften mit loserem, offenen sozialen Netzwerken und unscharfen, durchlässigen Gruppengrenzen (vgl. Givón 2005, 2020, Milroy 1980, Milroy & Milroy 1985). Sie wurden typi-

scherweise von Kolonisierten mit oft unterschiedlichster Herkunft und Erstsprache konstituiert, die, ob sie wollten oder nicht, in den Dienst bzw. unter Obhut der Kolonialherren gestellt wurden. Sie hatten zwar keine gemeinsame Sprache, mussten sich aber zumindest im Zusammenhang mit ihrer Arbeit, oft aber auch darüber hinaus, auf einmal täglich untereinander und auch mit der Kolonialmacht verständigen können. Aus multilingualen Kontexten dieser Art sind zahlreiche neue, restrukturierte Kontaktsprachen hervorgegangen, vor allem Pidgins und Kreolsprachen (Michaelis et al. 2013, Velupillai 2015). Erstere etablierten sich neben, d. h. zusätzlich zu den Erstsprachen ihrer Schöpferinnen und Schöpfer. Kreols hingegen haben diese mit der Zeit verdrängt und ersetzt (vgl. auch Mufwene 2021: 302). Zum anderen sind einst einsprachige, geschlossene Gemeinschaften unter dem sozialen Druck und dem sprachlichen Zwang seitens der Kolonisierenden vielfach kollektiv mehrsprachig geworden. Und drittens sind in den kolonialen Schmelztiegeln vor allem durch die zahlreichen Mischehen bzw. Mischbeziehungen zwischen den Mitgliedern (einst) distinkter, geschlossener, ethnolinguistisch mehr oder weniger homogener Gemeinschaften neue, ethnisch gemischte, darunter auch viele *mixed-race* Gemeinschaften hervorgegangen. Oft zwischen allen Stühlen sitzend, infolge des Kolonialrassismus von allen Seiten ausgegrenzt, konnten sie schnell zu neuen, geschlossenen, mehrsprachigen *societies of intimates* mit eigenständiger, distinkter ethnischer Identität zusammenwachsen (zu *mixed-race* Identitäten im Pazifik s. Fozdar & McGavin 2016). Sie haben durch die Schöpfung und interne Verwendung einer neuen, gruppeneigenen Sprache diese distinkte Identität nicht nur nach außen zum Ausdruck bringen, sondern zugleich auch nach innen festigen, und somit die Gruppenkohäsion stärken können. Diese bzw. derartige Triebkräfte und Mechanismen haben zur Entstehung mehrerer bilingualer Mischsprachen und auch Kreols geführt. Unter Ersteren finden wir neben Javindo etwa auch das eingangs bereits erwähnte Petjo in Batavia/Jakarta, das seinerzeit aus der Mischung von Indonesisch und Niederländisch hervorgegangen ist. Als Beispiele für letztere ließe sich etwa Tayo, ein Französisch-basiertes Kreol in Neu-Kaledonien (Ehrhart 1993, 2017), nennen, oder auch Unserdeutsch. In beiden letztgenannten Fällen handelt es sich um nativisierte koloniale L2-Varietäten, die unter aufwachsenden Internatskindern unterschiedlicher ethnischer und sprachlicher Herkunft im Umfeld von katholischen Missionen entstanden sind.

Zusammenfassend lässt sich somit aufgrund des Gesagten festhalten, dass koloniale Gesellschaften zunächst dadurch besonders geeignete Schauplätze für die Genese von neuen Sprachen darstellen, dass sie zahlreiche von intensivem, regelmäßigem und über längere Zeit hinweg bestehendem Sprach- bzw. Sprachgemeinschaftskontakt und extensiver Mehrsprachigkeit geprägte soziolinguistische Kontexte erzeugen. Vergleichbare Kontexte waren zwar und sind insbesondere heute zunehmend auch außerhalb von kolonialen Zusammenhängen keineswegs unmög-

lich. Doch diese Dimensionen von Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in dieser Vorkommenshäufigkeit scheinen in der Vergangenheit insbesondere für koloniale Kontexte typisch gewesen zu sein.

Im Spiegel dieser ersten, grundlegenden Kontextvoraussetzung der Kontaktsprachengese wird nicht zuletzt auch der fundamentale Unterschied zwischen Kontaktsprachen (im engeren Sinne) einerseits und den sog. Sprachinseln bzw. Sprachinselvarietäten (Mattheier 1994) andererseits klar erkennbar. Während nämlich der intensive, regelmäßige und dauerhafte Sprachgemeinschaftskontakt für die Kontaktsprachengese eine *conditio sine qua non* darstellt, verkörpert derselbe für Sprachinseln umgekehrt den wichtigsten Gefährdungsfaktor. Voraussetzung für Entstehung und Fortbestehen von Sprachinseln und ihre Varietäten wie etwa die der Ungarndeutschen oder der Brasiliendeutschen ist ja – in striktem Gegensatz zu Kontaktsprachen – *per definitionem* die Inselhaftigkeit, d. h. die Isolation (ebd.). Sobald diese infolge von zunehmender geographischer und/oder sozialer Mobilität, Exogamie etc. schwindet und in der Folge Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit innerhalb der Sprachinseln intensiver werden, setzt in aller Regel zugleich die zur Auflösung führende regressive Phase im Leben der Sprachinsel ein: Die Sprachinselvarietät wird immer mehr von der Kontaktsprache verdrängt, die intergenerationelle Sprachübertragung bricht immer mehr ab, Sprecherzahl und Sprachgebrauchshäufigkeit gehen oft innerhalb von nur wenigen Generationen radikal zurück. Kontaktsprachen (im engeren Sinne) und Sprachinselvarietäten im selben Atemzug zu nennen ist (auch) aus diesem Grund unangemessen.

Doch die hohe Zahl von Makro- und Mikrokontexten mit intensivem, regelmäßigem und dauerhaftem Sprachkontakt (mit oder ohne L2-Erwerb) ist nicht das einzige Merkmal, das koloniale Gesellschaften auszeichnet. Diese Kontextbedingung ist gewiss notwendig, an sich aber nicht hinreichend für die Gese einer solch hohen Zahl von neuen Kontaktsprachen. Ich möchte hier die These vertreten, dass es über diesen Faktor hinaus und in engstem Zusammenhang damit zweitens die zum Wesen von kolonialen Gesellschaftsordnungen gehörende, eklatante soziale Ungerechtigkeit: die mit psychischer und physischer Gewaltausübung einhergehende radikale *Rassen- und Klassentrennung, Ausgrenzung, Unterwerfung und Diskriminierung* seitens der Kolonisierenden ist, die für die Entstehung von kolonialen Kontaktsprachen einen besonders fruchtbaren Boden bereitet. Die Kontaktsprachengese ist in diesem Sinne, wie ich meine, im Grunde eine sekundäre Folgeerscheinung der genannten sozialen Missstände, genauer gesagt die Reaktion der Sprachschöpferinnen und -schöpfer auf die ungewollt erlebten, von Ausgrenzung und Diskriminierung geprägten *high-contact* Situationen.

Diese letzte Aussage enthält zweifelsfrei mehrere, recht gewichtige Propositionen und Implikationen. Bislang wurde in diesem Beitrag der agensverschleiende

Ausdruck „Kontaktsprachengnese“ oder „Kontaktsprachenentstehung“ verwendet. Wenn nun von Schöpferinnen und Schöpfern von kolonialen Kontaktsprachen die Rede ist, so soll dadurch der Umstand in den Fokus gerückt werden, dass koloniale Kontaktsprachen nicht ohne Absicht entstehen. Ihre Genese ist also im Gegensatz zum „Normalfall“ des Sprachwandels kein Phänomen der dritten Art im Sinne von Keller (1990), sondern – in unterschiedlichem Ausmaß und auf unterschiedliche Art und Weise – das Resultat von *bewusstem, intendiertem Sprachwandel* – oder eben Nicht-Wandel (Thomason 2003 und 2008a, Winford 2013). Im Hinblick auf die konkreten Intentionen und deren Rolle bei der Sprachgenese kann es sich bei den einzelnen typologischen Kontaktsprachenklassen sowie konkreten Einzelfällen recht unterschiedlich verhalten. Daher erscheint es sinnvoll, zumindest die einzelnen typologischen Klassen voneinander getrennt zu betrachten.

Wie vorhin bereits erwähnt wurde, spielt im Entstehungsprozess von *Pidgin- und Kreolsprachen* der (unvollständige) L2-Erwerb eine signifikante Rolle. Um die notwendige, gegenseitige Verständigung untereinander und zugleich auch mit den Kolonialherren möglichst schnell und effektiv zu sichern, beginnt eine multilinguale Gemeinschaft eine gemeinsame Sprache, in der Regel die Sprache der Kolonialherren, im notwendigen und hinreichenden Ausmaß zu erwerben. Der Intensität bzw. der Häufigkeit des Kontakts entsprechend ist dabei der Zugang zur Zielsprache mal mehr, mal weniger stark begrenzt, und dementsprechend ist auch der Input beim Spracherwerb mal mehr, mal weniger beschränkt. Davon unabhängig bleibt der Kontakt allerdings in aller Regel über längere Zeit hinweg bestehen, und über eine gewisse Zeit im Rahmen des Geneseprozesses von Pidgins und Kreols schreitet dieser L2-Erwerbsprozess tatsächlich auch voran, sowohl im Bereich der Lexik als auch der Grammatik. Doch selbst wenn der intensive Kontakt und dadurch der – nicht selten sogar so gut wie uneingeschränkte – Zugang zur Zielsprache weiterhin bestehen bleibt, bricht der bis dahin fortschreitende L2-Erwerbsprozess an einem bestimmten Punkt ab, und in einer mehr oder weniger großen strukturellen Distanz zur Zielsprache kristallisiert und stabilisiert sich allmählich die Struktur des entstehenden Pidgins oder Kreols.

Es stellt sich daher die Frage, womit man den unvollständigen bzw. unterbrochenen L2-Erwerb im Zuge der Pidgin- oder Kreolgenese erklären kann, wenn doch die notwendigen sprachlichen Voraussetzungen für den erfolgreich(er)en Spracherwerb, zumindest aber zu dessen weiterem Fortschreiten, gegeben sind. In Kenntnis der vorhin genannten, kolonialen Kontextbedingungen erscheint die Annahme mehr als plausibel und wird als solche stellenweise auch in der einschlägigen Fachliteratur vertreten (vgl. z. B. Siegel 2008: 41–42), dass dies aus Absicht der Lernenden, d. h. der Kreatorinnen und Kreatoren des Pidgins oder Kreols geschieht. Im Hintergrund dieser Absicht kann zumindest die fehlende Motivation zum fortgeschrittenen L2-Erwerb stehen, wenn der Sprachstand erreicht und dadurch ein

Kommunikationsmedium etabliert ist, das zur erfolgreichen Verständigung notwendig und hinreichend ist. Man darf ja den Umstand nicht aus den Augen verlieren, dass es den betroffenen, ethnisch und sprachlich oft äußerst heterogenen kolonialen Gemeinschaften weit weg von den homogenistischen und puristischen Sprachidealvorstellungen europäischer Standardsprachkulturen nicht um den erfolgreichen Erwerb der Regeln und Normen einer standardisierten Zielsprache geht, sondern vielmehr um das auch auf anderem Weg zu erreichende, kommunikationspraktische Ziel der Verständigungssicherung. In einer großen Zahl von Fällen kann man darüber hinaus mit gutem Grund davon ausgehen, dass die Kreationen und Kreatoren eines Pidgins oder Kreols die strukturelle Distanz ihrer neuen Sprache zur (europäischen) Zielsprache als *sign of difference* (Gal & Irvine 2019) gewahrt haben, um (auch) auf diese Weise soziale Distanz zu den sie unterdrückenden und ausbeutenden Kolonisierenden zu halten, ihre Nicht-Identität mit ihnen mit sprachlichen Mitteln auszudrücken.

Diese Art von sprachlichem Protestverhalten und Dissimilationsabsicht hinter der Kontaktsprachengese ist in zwei Typen von Fällen besonders offensichtlich. Erstens dort, wo der Kontakt mit der bzw. der Zugang zur Zielsprache des L2-Erwerbs mit der Zeit sogar zunimmt, eine signifikante strukturelle Annäherung an die Zielsprache dennoch ausbleibt. Dies ist u. a. etwa auch bei Tok Pisin, dem Pidgin Englisch von Papua-Neuguinea also, der Fall. Das frühe Tok Pisin hat sich im Bismarck-Archipel in Neuguinea um 1900, inmitten der deutschen Kolonialzeit, gerade erst als Lingua Franca etabliert (Mosel & Mühlhäusler 1982). Und obwohl der Zugang der Sprecherinnen und Sprecher zum Englischen in den Jahrzehnten nach 1914, der Übernahme der Kolonie durch Australien, deutlich zugenommen hat, hat sich die grammatische Struktur von Tok Pisin dennoch nicht in signifikantem Ausmaß dem Englischen angenähert. Wichtige Evidenz für die Pidgin- oder Kreolgenese als Identitätsakt (Le Page & Tabouret-Keller 1985) wird zweitens durch diejenigen Pidgins und Kreols geliefert, deren Schöpferinnen und Schöpfer entweder von vornherein so gut wie uneingeschränkter Zugang zur prestigeträchtigen, dominanten europäischen Sprache (als Zielsprache) hatten, und/oder mehr oder weniger parallel zur Etablierung des Pidgins/Kreols auch die Zielsprache erworben haben. Als Beispiel hierfür könnte etwa das vorhin bereits erwähnte, Englisch-basierte Kreol Pitkern-Norf'k genannt werden. Laut Siegel (2021: 752) weicht der Fall von Pitkern insofern von allen anderen Kreols ab, als ein Großteil der Sprachgemeinschaft neben Pitkern auch im Englischen kompetent war (vgl. auch Mühlhäusler 2020: 293–310). Wirklich einzigartig ist aber Pitkern im Hinblick auf dieses Merkmal nicht. Ähnlich verhält es sich nämlich – neben anderen Internatskreols – auch mit Unserdeutsch. Die erste und auch noch die zweite Generation der *mixed-race* Kinder im Waisenhaus und der Internatsschule an der Missionsstation Vunapope im Bismarck-Archipel wurde von den deutschen Missionaren auf Deutsch erzogen und unterrichtet (Maitz &

denn es war sehr heiß schenkt hätte ein
 kalte S. P. genossen Herr N. Flak hat ein Beer
 genossen, aber die Mrs. Ah Seng sagt er könnte
 das hier im Store nicht trinken auch hier nicht
 öffnen, er nahm ein Openes ging heraus u. hat
 sein Beer draussen getrunken. Im Rahm an
 gekommen die große Cement Treppe war Anna
 Emma bzw verschiedene Aufnahme gemacht
 mit R. Dierke + sein W. Sohn Merkel auch nun
 wird. u. dann ein Bild wo er auch drauf
 stand Mr. Kaper hat uns fotografiert, nun

Abb. 1: Ausschnitt aus dem standarddeutsch geführten Tagebuch eines Unserdeutsch-Sprechers der ersten Generation aus der Nachkriegszeit (Maitz 2017)

Volker 2017a). Die Verwendung ihrer eigenen Erstsprachen, allen voran Tok Pisin, war sogar unter Prügelstrafe gestellt. Als die Kinder der ersten Generation aufwuchsen und von den Missionaren untereinander verheiratet wurden, waren sie bereits (zumindest) dreisprachig. Neben Tok Pisin hat sich unter ihnen in der informellen Alltagskommunikation eine pidginisierte Form des Deutschen, das frühe Unserdeutsch, etabliert. In der Schriftlichkeit und mit den Missionaren hingegen verwendeten sie Standarddeutsch, das sie dank der sprachlichen Immersion und dem unverhüllten Sprachzwang während ihrer Schulzeit erfolgreich, auf einem mehr oder weniger hohen Niveau, erlernt haben (vgl. Abb. 1 und Maitz 2017).

Es war gewiss kein Zufall, dass die jungen *mixed-race* Ehepaare in ihren eigenen Haushalten von diesen drei Sprachen ausgerechnet Unserdeutsch als Alltagssprache etabliert und ihren Kindern als Erstsprache weitergegeben haben. Auf diese Art und Weise haben sie eine gruppeneigene Sprache geschaffen und etabliert, und dadurch zugleich ihre distinkte soziale bzw. ethnische Identität zum Ausdruck gebracht: Mit Hilfe von Unserdeutsch haben sie sich nicht nur von den (auch) Tok Pisin sprechenden indigenen Stämmen, sondern zugleich auch von den Deutsch sprechenden weißen Missionaren abgegrenzt. Der Fall von Unserdeutsch scheint mindestens aus zwei Gründen besonders interessant und aufschlussreich zu sein. Erstens liefert die Entstehungsgeschichte der Sprache – ähnlich zu Pitkern – Evidenz dafür, dass Kreolsprachen auch bei dauerhaft uneingeschränktem Zugang zur dominanten europäischen Kontaktsprache entstehen können. Und zweitens

kann die Genese von Unserdeutsch auch deswegen kaum aus dem unvollständigen L2-Erwerb erklärt werden, weil die *mixed-race* Kinder von Vunapope im Waisenhaus und der Internatsschule das Deutsche größtenteils anscheinend schon im Rahmen des immersiven, frühen/kindlichen (Zweit-)Spracherwerbs, zum Teil sogar des bilingualen Erstspracherwerbs, erworben haben.

Der Gedanke, dass koloniale Kontaktsprachen intentional, als Identitätsakt, entstehen bzw. etabliert werden können, ist in der Sprachkontaktforschung an sich keineswegs neu. Bei der Genese von indigenisierten Varietäten wie etwa dem Singapurischen Englisch, und erst recht bei bilingualen Mischsprachen, wird mit diesem Faktor, der sozialpsychologisch motivierten Intentionalität, schon seit längerem und recht einhellig gerechnet. Etwas anders verhält es sich dagegen diesbezüglich mit Pidgin- und Kreolsprachen, deren Genese prominenterweise und vielfach nach wie vor mit dem unvollständigen L2-Erwerb infolge von restringiertem sprachlichem Input bzw. eingeschränktem Zugang zur Zielsprache erklärt wird. Eine solche Erklärung mag in bestimmten Fällen auch plausibel sein, in vielen anderen wie den oben genannten hingegen gewiss nicht. Denn sie lässt grundsätzlich den Umstand außer Acht, dass der fortgeschrittene bzw. vollständige L2-Erwerb gerade in kolonialen Kontexten als eine Art sprachlicher Widerstand bewusst vermieden werden kann. In diesem Sinne und im Lichte der vorhin genannten Argumente und Beispiele scheint mir Winfords Meinung über indigenisierte Varietäten grundsätzlich – wenn auch keineswegs automatisch – durchaus auch auf die Genese von Pidgins und Kreols übertragbar zu sein:

The preservation of distinctive features (...) has much to do with the value of the new contact languages as symbols of group identity, whether based on ethnicity or nationality. Their conventionalisation as new languages typically follows from their association with a (new) speech community that sees itself as distinct from the target language community. (Winford 2013: 394)

Wie gerade – und auch schon in Abschnitt 3 – erwähnt wurde, ist es im Zusammenhang mit *bilingualen Mischsprachen* am wenigsten umstritten, dass ihre Entstehung bewussten, reaktiven Entscheidungen, einer Art bewusstem „*folk engineering*“ (Golovko 2003), zu verdanken ist. Sie werden von ihren Kreatorinnen und Kreatoren als Mittel zum Zweck der Konstruktion einer neuen oder der Markierung einer bereits vorhandenen, distinkten sozialen/ethnischen Identität geschöpft (Bakker 2003 und 2017, Velupillai 2015: 77–81, Thomason 2001: 196–203, Winford 2013). Dass bei der Genese von Mischsprachen – anstatt der kommunikativen – diese soziale bzw. sozialsymbolische Funktion von Sprache im Vordergrund steht, ergibt sich allein schon daraus, dass Mischsprachen in der Regel in mehrsprachigen Gemeinschaften entstehen und verwendet werden, in denen die gegenseitige Verständigung grundsätzlich bereits gesichert ist. Es gibt unterschiedliche Ansätze

zur sozialen bzw. funktionalen Typologie von Mischsprachen (vgl. Bakker 2017). Im Anschluss an Velupillai (2015: 77–81) können wir grob zumindest zwei funktionale Typen voneinander unterscheiden. Gemeinsam bei beiden ist, dass die Mischsprache von einer unterdrückten, stigmatisierten Gemeinschaft als eine Art symbolischen, sprachlichen Widerstands geschöpft wird u. a. auch mit dem Ziel, die Kohäsion bzw. Solidarität innerhalb der Gemeinschaft zu stärken.

Beim ersten Typ wird die Mischsprache von ihren Kreatorinnen und Kreatoren eingeführt, um eine bereits etablierte soziale/ethnische Identität nach außen zum Ausdruck zu bringen. Ein Beispiel dafür könnte etwa das sog. bilinguale Navajo (*Bilingual Navajo*), eine durch tendenzielle Grammatik-Lexikon-Spaltung gekennzeichnete Mischsprache mit überwiegend englischem Inhaltswortschatz und Navajo-Grammatik, gesprochen von Navajos im Grenzgebiet der US-Bundesstaaten New Mexico, Arizona, Utah und Colorado, sein (Schaengold 2003 und 2004, Meakins 2013: 167–169). Die Sprache ist Schaengold (2003 und 2004) zufolge in einem mit Unserdeutsch weitgehend vergleichbaren, von Sprachzwang geprägten Internatskontext unter Navajo-Englisch bilingualen Kindern entstanden, und wurde nach deren Heimkehr zum Ausdruck bzw. zur Stärkung der Gruppensolidarität mit gruppenexternen Altersgenossinnen und -genossen verwendet (vgl. auch Velupillai 2015: 79–80). Zu diesem ersten Typ gehören aber auch all die Mischsprachen, die als Geheimsprachen mit der Absicht in der *in-group* Kommunikation einer Gemeinschaft eingeführt wurden, um dadurch andere, Gruppenexterne aus der Kommunikation auszuschließen (für Beispiele s. Bakker 2017, Meakins 2013, Velupillai 2015: 80).

Den zweiten Typ stellen die bilingualen Mischsprachen dar, die von neu entstandenen ethnischen/sozialen Gruppen mit der Absicht eingeführt und etabliert werden, eine distinkte ethnische/soziale Identität zu konstruieren bzw. zu markieren. In kolonialen Kontexten sind weltweit zahlreiche solche Szenarien und Mischsprachen dokumentiert worden. Die wohl häufigsten unter ihnen sind diejenigen, wo in einem ethnolinguistisch heterogenen kolonialen Umfeld aus Mischehen typischerweise – aber keineswegs ausschließlich immer – zwischen europäischen Männern und indigenen Frauen eine neue, ethnisch gemischte Generation entsteht und heranwächst. Zwischen den Stühlen der kolonisierenden Weißen und den kolonisierten Indigenen sitzend wird diese ethnisch gemischte, neue Gemeinschaft aufgrund der zumeist strikten Rassen- bzw. Klassentrennung von keiner der beteiligten ethnischen Gemeinschaften als gleichwertig bzw. zugehörig anerkannt, und wird dadurch zwangsläufig erst recht ihrer Alterität bzw. ihrem Außenseitertum bewusst. In der Folge entsteht eine gruppeneigene, distinkte ethnische, oft ausdrücklich eine *mixed-race*, Identität, die schließlich auch durch die aus den Sprachen der beiden Elternteile geschöpften Mischsprache verankert wird. Eines der kanonischen Beispiele für dieses Szenario stellt der Fall von Michif in Kanada, einer

Mischsprache mit NP-VP-Spaltung, dar (Bakker 1997), die aus der Mischung von Französisch und (hauptsächlich) Cree entstanden ist. Hier müssen aber auch die bereits mehrfach erwähnten beiden G-L Mischsprachen aus den ehemaligen niederländischen Kolonien in Asien genannt werden: Petjo und Javindo (Winford 2013: 377–378). Die Sprecherinnen und Sprecher des Petjo, die sog. Indos, waren die Nachkommen von niederländischen Männern und asiatischen Frauen mit unterschiedlicher ethnischer Herkunft (Van Rheedeen 1994). Die Schöpferinnen und Schöpfer des Javindo sind wiederum aus Beziehungen zwischen niederländischen Männern und Javanerinnen hervorgegangen (De Gruiter 1994). Der Fall von Petjo und Javindo ist – neben einigen weiteren – darüber hinaus auch deswegen interessant und aufschlussreich, weil ihre Kreatorinnen und Kreatoren anscheinend bestenfalls eine oberflächliche Kompetenz im Niederländischen, der Lexifikatorsprache der neuen Mischsprache, hatten (De Gruiter 1994: 151–153, Van Rheedeen 1994: 234–236). Dieser Umstand ist insofern beachtenswert, als dadurch – auch nach Ansicht von McWhorter (2005: 250–252) – eines der zentralen, definitorischen Merkmale von bilingualen Mischsprachen, die bilinguale Sprachkompetenz der Kreatorinnen und Kreatoren ins Wanken gerät.

5 Schlussfolgerungen

Das Ziel der vorangehenden Überlegungen und Gedankengänge war die Beantwortung der Frage, womit sich die relativ hohe Zahl von neuen, kolonialen Kontaktsprachen erklären lässt, mit anderen Worten, was koloniale Kontexte anscheinend zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Genese von neuen, kolonialen Kontaktsprachen (Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen) macht. Es ist selbstverständlich, dass es im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich war, die durch diese Fragestellung angeschnittene Problematik in ihrer ganzen Tiefe und Breite zu ergründen, sämtliche Einzelfälle und Daten zu berücksichtigen und alle möglichen Differenzierungen vorzunehmen. Aufgrund der ausgewerteten Daten und Quellen konnten aber immerhin zwei Faktoren identifiziert werden, die einerseits zum Wesen von kolonialen Gesellschaften gehören, und andererseits im oben beschriebenen Sinne in kausalem Zusammenhang mit der Genese von kolonialen Kontaktsprachen stehen dürften: erstens der relativ intensive, regelmäßige und über längere Zeit hinweg bestehende Sprachgemeinschaftskontakt, und zweitens die von strikter Rassen- bzw. Klassentrennung, Ausgrenzung, Unterdrückung und Diskriminierung geprägten sozialen Missstände. Die Entstehung von Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen kann, so könnte die zentrale Schlussfolgerung lauten, als Reaktion ihrer Kreatorinnen und Kreatoren auf durch diese beiden fundamentalen

Merkmale bzw. ihre konkreten, fallspezifischen Ausprägungen gekennzeichneten Situationen betrachtet werden. Von stark asymmetrischen Machtverhältnissen geprägte Kontexte von kollektiver kolonialer Mehrsprachigkeit ohne gemeinsame Sprache begünstigen die Entstehung von Pidgins und Kreols. Bilinguale Mischsprachen werden hingegen typischerweise von stigmatisierten, unterdrückten und/oder ausgegrenzten zweisprachigen Gruppen geschöpft, in denen die gruppeninterne Verständigung mit Hilfe dieser beiden Sprachen bereits ohnehin gesichert ist.

Bei kolonialen Kontaktsprachen aller drei typologischer Klassen muss jedenfalls grundsätzlich damit gerechnet werden, dass ihre Entstehung – neben dem Einfluss eventueller weiterer, sprachideologischer, psycholinguistischer u. a. Kontextfaktoren – eine *beabsichtigte Folge von intendiertem, reaktivem sprachlichem Verhalten ihrer Kreatorinnen und Kreatoren* und somit das *Resultat von bewusstem, intendiertem Sprachwandel* darstellt. Die Genese von kolonialen Kontaktsprachen jeglicher Art stellt in aller Regel (auch) die Folge bzw. eine Form von sprachlichem Widerstand gegen die unterdrückenden Kolonisierenden dar. Die Entstehung oder genauer: die Schöpfung dieser Sprachen muss somit (auch) als ein Identitätsakt von Unterdrückten gesehen werden, die durch die Schöpfung und Etablierung einer gruppeneigenen Sprache in mehr oder weniger großer struktureller Distanz zur Sprache der Unterdrückenden auch ihre eigene, distinkte ethnische/soziale Identität markieren und/oder stabilisieren wollen. Diese Identitäten sind besonders und gerade in kolonisierten Gemeinschaften (in der Terminologie von Castells 1997: 10–12) typischerweise sog. Widerstandsidentitäten (*resistence identities*): Sie werden von stigmatisierten, unterdrückten Gemeinschaften mit der Absicht konstruiert, Gruppensolidarität zu schaffen bzw. zu stärken, und eine Art kollektiven – darunter z. B. auch sprachlichen – Widerstand gegen die Unterdrückung und die Unterdrückenden zu leisten.

Im Sinne des oben Ausgeführten hat die Linguistik dem Kolonialismus empirisch und epistemologisch viel abgewinnen können: eine große Zahl von neuen Kontaktsprachen als Forschungsobjekte, deren Erforschung wertvolle Daten und Evidenz für eine ganze Reihe von linguistischen Teildisziplinen liefern kann. Die Informationen und Erkenntnisse zur Kontaktsprachengnese sind unter diesen von ganz besonders hohem Wert, da vergleichbare Einsichten bei den meisten anderen, älteren Sprachen wegen der großen zeitlichen Distanz bzw. der unerschließbaren historischen Tiefe ihrer Entstehung gänzlich fehlen. Auf der anderen Seite hat jedoch dieser linguistische Daten- und Erkenntnisgewinn, wie oben gezeigt wurde, einen sehr hohen Preis, den die Kreatorinnen und Kreatoren dieser Sprachen, d. h. diejenigen bezahlen mussten, die den Kolonialismus mit all seinen sozialen Ungechtigkeiten und sonstigen schwerwiegenden Folgen zu erleiden hatten.

Aus diesem Umstand ergibt sich für die Linguistik einerseits ein schwerwiegendes ethisches Dilemma und andererseits auch eine grundlegende ethische Ver-

pflichtung. Die Linguistik – wie jede empirische Wissenschaft – ist auf empirische Daten angewiesen. Aber selbst wenn koloniale Gesellschaftsordnungen für die linguistische Forschung diesbezüglich als besonders fruchtbar erweisen dürften, kann und darf die Linguistik aus naheliegenden ethischen Gründen nicht vertreten oder gar befürworten, dass derartige soziale Kontexte aufrechterhalten oder gar reproduziert werden. Im Gegenteil: Im Sinne des Prinzips der wissenschaftlichen Bringschuld (*principle of the debt incurred*, vgl. Labov 1982: 173),² im Interesse der Sprachgemeinschaften, denen sie diese Daten und Erkenntnisse verdankt und in Zukunft verdanken könnte, muss sie alles tun, damit solche sozialen Kontextbedingungen entlarvt, beseitigt und in Zukunft verhindert werden. Was die Linguistik im Einzelnen diesbezüglich tun kann und muss, und welche weiteren wissenschaftlichen und wissenschaftsethischen Erkenntnisse und Verpflichtungen sich aus der Erforschung von kolonialer Sprachevolution ergeben, sollte in Zukunft im Rahmen von einschlägigen wissenschaftlichen und öffentlichen Diskursen geklärt und ausgemacht werden.

Danksagung: Dieser Beitrag ist Peter Mühlhäusler (Adelaide) zum 75. Geburtstag gewidmet. Im hier zur Verfügung stehenden Rahmen wäre es unmöglich, die Bedeutung seines bisherigen Lebenswerks insbesondere auf dem Gebiet der Pidginistik und Kreolistik, der Pazifischen Linguistik sowie für eine Reihe von kolonialen und postkolonialen Sprachgemeinschaften im Pazifik angemessen zu würdigen. Im Kontext des vorliegenden Beitrags muss aber zumindest die prominente Rolle hervorgehoben werden, die er persönlich in der Dokumentation und Erforschung von Unserdeutsch und allen anderen deutschbasierten Kontaktsprachen aus dem einstigen Deutsch-Neuguinea gespielt hat. Von den 1970er Jahren an (vgl. z. B. Mühlhäusler 1977) hat Peter Mühlhäusler zu diesen bis dahin weitgehend unbekannt und/oder unbeachteten Sprachen als Erster – und bei den meisten von ihnen leider zugleich auch als Letzter – linguistische Feldforschung betrieben. Dass von der Germanistischen Linguistik in Europa über Jahrzehnte hinweg nicht einmal diese seine germanistisch unmittelbar relevanten, bahnbrechenden Forschungen rezipiert, geschweige denn weitergeführt wurden (vgl. Maitz & Volker 2017b: 3–4), ist gewiss nicht seine Schuld. Darin wird vielmehr in aller Deutlichkeit erkennbar, wie problematisch die Gegenstandskonstitution und der Erkenntnishorizont der Germanistischen Linguistik bis in die jüngste Geschichte des Faches hinein gewesen und geblieben ist. Unter den größeren wissenschaftlichen Vorhaben, die zumin-

2 „An investigator who has obtained linguistic data from members of a speech community has an obligation to use the knowledge based on that data for benefit of the community, when it has need of it“ (Labov 1982: 173).

dest in der jüngsten Vergangenheit von Deutschland aus zur wissenschaftlichen Erschließung der deutschen Sprachkontaktgeschichte im Südwestpazifik gestartet wurden (vgl. dazu Maitz & Volker 2017b), hat Peter Mühlhäusler auch das eingangs erwähnte Unserdeutsch-Projekt und auch den Verfasser dieses Beitrags persönlich in vielfacher Weise unterstützt und gefördert. Auch dafür sei ihm hier herzlich gedankt.

Abkürzungen

1	1. Person	CAUS	Kausativ
2	2. Person	DEF	definit
3	3. Person	NEG	Negation
ADJ	Adjektiv	PRED	Predikativ
ART	Artikel	SG	Singular
ATTR	Attributiv		

Literatur

- Baker, Philip (2000): Theories of creolization and the degree and nature of restructuring. In Ingrid Neumann-Holzschuh & Edgar W. Schneider (eds.), *Degrees of Restructuring in Creole Languages*, 41–63. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bakker, Peter (1997): „A language of our own“: *The Genesis of Michif, the Mixed Cree-French Language of the Canadian Métis*. Oxford: Oxford University Press.
- Bakker, Peter (2003): Mixed languages as autonomous systems. In Yaron Matras & Peter Bakker (eds.), *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*, 107–150. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Bakker, Peter (2017): Typology of mixed languages. In Alexandra Y. Aikhenvald & R.M.W. Dixon (eds.), *The Cambridge Handbook of Linguistic Typology*, 217–253. Cambridge: Cambridge University Press.
- Calvet, Louis-Jean (1974): *Linguistique et colonialisme. Petit traité de glottophagie*. Paris: Payot.
- Castells, Manuel (1997): *The Power of Identity*. Oxford: Blackwell.
- Daval-Markussen, Aymeric & Peter Bakker (2017): Typology of creole languages. In Alexandra Y. Aikhenvald & R.M.W. Dixon (eds.), *The Cambridge Handbook of Linguistic Typology*, 254–286. Cambridge: Cambridge University Press.
- De Gruiter, Miel (1994): Javindo, a contact language in pre-war Semarang. In Peter Bakker & Marten Mous (eds.), *Mixed Languages: 15 Case Studies in Language Intertwining*, 151–159. Amsterdam: IFOTT.
- Eberhard, David M., Gary F. Simons & Charles D. Fennig (eds.) (2022): *Ethnologue: Languages of the World*. Twenty-fifth edition. Dallas, TX: SIL International. Online: <http://www.ethnologue.com> (letzter Zugriff: 14.6.2022).
- Ehrhart, Sabine (1993): *Le créole français de St-Louis (le tayo) en Nouvelle-Calédonie*. Humburg: Buske.

- Ehrhart, Sabine (2017): Bridging the gap: Childhood language acquisition and creole genesis. In Péter Maitz & Craig A. Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 178–196.
- Foley, William A. (1986): *The Papuan Languages of New Guinea*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fozdar, Farida & Kirsten McGavin (eds.) (2016): *Mixed Race Identities in Australia, New Zealand and the Pacific Islands*. New York: Routledge.
- Gal, Susan & Judith T. Irvine (2019): *Signs of Difference: Language and Ideology in Social Life*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Giesbers, Herman (1995): Dutch-Indonesian language mixing in Jakarta. In Marcel den Dikken & Kees Hengeveld (eds.), *Linguistics in the Netherlands 1995*, 89–100. Amsterdam: John Benjamins.
- Givón, Talmy (2005): *Context as Other Minds: The Pragmatics of Sociality, Cognition and Communication*. Amsterdam: John Benjamins.
- Givón, Talmy (2020): *Coherence*. Amsterdam: John Benjamins.
- Golovko, Evgeniy V. (2003): Language contact and group identity: The role of ‚folk‘ linguistic engineering. In Yaron Matras & Peter Bakker (eds.), *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*, 177–207. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Götze, Angelika, Siegwalt Lindenfelser, Salome Lipfert, Katharina Neumeier, Werner König & Péter Maitz (2017): Documenting Unserdeutsch (Rabaul Creole German): A workshop report. In Péter Maitz & Craig A. Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 65–90.
- Hiery, Hermann J. (2001): *Die deutsche Südsee 1884–2014. Ein Handbuch*. Paderborn: Ferdinand Schoeningh.
- Jahr, Ernst Håkon (2005): Russenorsk: Language contact in Scandinavia in the 19th century. In Oskar Bandle, Kurt Braunmüller, Ernst Håkon Jahr, Allan Karker, Hans-Peter Naumana & Ulf Teleman (eds.), *The Nordic Languages: An International Handbook of the History of the North Germanic Languages*, 1538–1542. Berlin: De Gruyter Mouton.
- Janssen, Arnold M.S.C. (1932): Die Erziehungsanstalt für halbweiße Kinder. In Josef Hüskes M.S.C. (Hrsg.), *Pioniere der Südsee. Werden und Wachsen der Herz-Jesu-Mission von Rabaul zum Goldenen Jubiläum 1882–1932*, 150–155. Hilstrup: Missionare vom HlSt. Herzen Jesu.
- Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand der Sprache*. Tübingen: Francke.
- Kulick, Don (1992): *Language Shift and Cultural Reproduction: Socialization, Self, and Syncretism in a Papua New Guinean Village*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Labov, William (1982): Objectivity and commitment in linguistic science: The case of the Black English trial in Ann Arbor. *Language in Society* 11 (2), 165–201.
- Laycock, Donald C. (1982): Melanesian linguistic diversity: a Melanesian choice? In R.J. May & Hank Nelson (eds.), *Melanesia: Beyond Diversity*, 33–38. Canberra: Australian National University Press.
- Le Page, Robert B. & Andrée Tabouret-Keller (1985): *Acts of Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Maitz, Péter (2017): Dekreolisierung und Variation in Unserdeutsch. In Helen Christen, Peter Gilles & Christoph Purschke (Hrsg.), *Räume – Grenzen – Übergänge. Akten des 5. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*, 215–242. Stuttgart: Steiner.
- Maitz, Péter & Siegwalt Lindenfelser (2018a): Unserdeutsch: ein (a)typisches Kreol? *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 85 (3), 307–347.
- Maitz, Péter & Siegwalt Lindenfelser (2018b): Gesprochenes Alltagsdeutsch im Bismarck-Archipel um 1900. Das Zeugnis regional markierter Superstrateinflüsse in Unserdeutsch. In Alexandra N. Lenz & Albrecht Plewnia (eds.), *Variation – Normen – Identitäten*, 305–337. Berlin: De Gruyter.

- Maitz, Péter & Craig Alan Volker (2017a): Documenting Unserdeutsch: Reversing colonial amnesia. *Journal of Pidgin and Creole Languages* 32 (2), 365–397.
- Maitz, Péter & Craig Alan Volker (2017b): Language contact in the German colonies: Introduction. In Maitz, Péter & Craig Alan Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (= Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 1–8.
- Matras, Yaron (2020): *Language Contact. Second Edition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Matras, Yaron & Peter Bakker (eds.) (2003): *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Mattheier, Klaus J. (1994): Theorie der Sprachinsel. Voraussetzungen und Strukturierungen. In Klaus J. Mattheier & Nina Berend (Hrsg.), *Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 333–348.
- Mazzoli Maria & Eeva Sippola (2021): Mixed languages: From core to fringe. In Maria Mazzoli & Eeva Sippola (eds.), *New Perspectives on Mixed Languages: From Core to Fringe*, 1–26. Berlin: De Gruyter Mouton.
- McWhorter, John H. (2005): *Defining Creole*. Oxford: Oxford University Press.
- McWhorter, John H. (2018): *The Creole Debate*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Meakins, Felicity (2013): Mixed languages. In Peter Bakker & Yaron Matras (eds.), *Contact Languages: A Comprehensive Guide*, 159–228. Berlin: De Gruyter Mouton.
- Meakins, Felicity (2018): Mixed languages. In: Mark Aronoff (ed.), *Oxford Research Encyclopedias: Literature*, 1–29. Oxford: Oxford University Press.
- Michaelis, Susanne Maria, Philippe Maurer, Martin Haspelmath & Magnus Huber (eds.) (2013): *Atlas of Pidgin and Creole Language Structures Online*. Leipzig: Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology. Online: <https://apics-online.info> (letzter Zugriff 14.6.2022).
- Michaelis, Susanne Maria (2020): Avoiding bias in comparative creole studies: Stratification by lexifier and substrate. *Isogloss* 6/8. <https://doi.org/10.5565/rev/isogloss.100>
- Milroy, James (2001): Language ideologies and the consequences of standardization. *Journal of Sociolinguistics* 5 (4), 330–355.
- Milroy, Lesley (1980): *Language and Social Networks*. Oxford: Blackwell.
- Milroy, Lesley & James Milroy (1985): Linguistic change, social network and speaker innovation. *Journal of Linguistics* 21, 339–384.
- Mosel, Ulrike & Peter Mühlhäusler (1982): New evidence of a Samoan origin of New Guinea Tok Pisin (New Guinea Pidgin English). *The Journal of Pacific History* 17 (3), 166–175.
- Moseley, Christopher J. (ed.) (2007): *Encyclopedia of the World's Endangered Languages*. London: Routledge.
- Mufwene, Salikoko (2001): *The Ecology of Language Evolution*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mufwene, Salikoko (2008): *Language Evolution: Contact, Competition and Change*. London: Continuum.
- Mufwene, Salikoko S. (2021): Creoles and pidgins. In Evangelia Adamou & Yaron Matras (eds.), *The Routledge Handbook of Language Contact*, 300–324. London: Routledge.
- Mühlhäusler, Peter (1977): Bemerkungen zum „Pidgin-Deutsch“ von Neuguinea. In Carol Molony, Helmut Zobl & Wilfried Stöltzing (eds.), *German in Contact with other Languages*, 58–70. Kronberg/Ts.: Scriptor.
- Mühlhäusler, Peter (1984): Tracing the routes of Pidgin German. *Language and Communication* 4 (1), 27–57.
- Mühlhäusler, Peter (1985a): Inflectional morphology of Tok Pisin. In Stephen A. Wurm & Peter Mühlhäusler (eds.), *Handbook of Tok Pisin (New Guinea Pidgin)*, 335–340. Canberra: Dept. of Linguistics, Research School of Pacific Studies, Australian National University.

- Mühlhäusler, Peter (1985b): Syntax of Tok Pisin. In Stephen A. Wurm & Peter Mühlhäusler (eds.), *Handbook of Tok Pisin (New Guinea Pidgin)*, 341–421. Canberra: Dept. of Linguistics, Research School of Pacific Studies, Australian National University.
- Mühlhäusler, Peter (2012): Sprachliche Kontakte in den Missionen auf Deutsch-Neuguinea und die Entstehung eines Pidgin-Deutsch. In Stefan Engelberg & Doris Stolberg (Hrsg.), *Sprachwissenschaft und kolonialzeitlicher Sprachkontakt. Sprachliche Begegnungen und Auseinandersetzungen*, 71–100. Berlin: Akademie-Verlag.
- Mühlhäusler, Peter (2017): Varieties of language policies and their consequences in the German colonies of the Pacific area. In Péter Maitz & Craig A Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (= Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 9–26.
- Mühlhäusler, Peter (2020): *Pitcairn-Norfolk: The Language of Pitcairn Island and Norfolk Island*. Berlin: De Gruyter Mouton.
- Nettle, Daniel & Suzanne Romaine (2000): *Vanishing Voices: The Extinction of the World's Languages*. Oxford: Oxford university Press.
- O'Shannessy, Carmel (2011): Language contact and change in endangered languages. In Peter K. Austin & Julia Sallabank (eds.), *The Cambridge Handbook of Endangered Languages*, 78–99. Cambridge: Cambridge University Press.
- O'Shannessy, Carmel & Felicity Meakins (2016): Australian language contact in historical and synchronic perspective. In Felicity Meakins & O'Shannessy, Carmel (eds.), *Loss and Renewal: Australian Languages since Colonisation*, 3–26. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton.
- Ross, Alan S. C. & Albert W. Moverley (1964): *The Pitcairnesse Language*. New York: Oxford University Press.
- Rossem, Cefas van & Hein van der Voort (1996): *Die Creol Taal: 250 years of Negerhollands texts*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Schaengold, Charlotte (2003): The emergence of bilingual Navajo: English and Navajo languages in contact regardless of everyone's best intentions. In Brian Joseph, Johanna DeStefano, Neil G. Jacobs and Ilse Lehiste (eds.), *When Languages Collide*, 235–254. Columbus, OH: Ohio State University Press.
- Schaengold, Charlotte (2004): *Bilingual Navajo: Mixed Codes, Bilingualism and Language Maintenance*. Columbus, OH: Ohio State University Dissertation.
- Schreier, Daniel, Marianne Hundt & Edgar W. Schneider (eds.) (2020): *The Cambridge Handbook of World Englishes*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Siegel, Jeff (2008): *The Emergence of Pidgin and Creole Languages*. Oxford: Oxford University Press.
- Siegel, Jeff (2020): Contact languages of the Pacific. In Raymond Hickey (ed.), *The Handbook of Language Contact*. Second Edition, 741–762. Oxford: Wiley.
- Smith, Norval (1994): An annotated list of creoles, pidgins and mixed languages. In: Jacques Arends, Pieter Muysken & Norval Smith (eds.), *Pidgins and Creoles: An Introduction*, 331–374. Amsterdam: John Benjamins.
- Thomason, Sarah G. (2001): *Language Contact: An Introduction*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Thomason, Sarah G. (2003): Social factors and linguistic processes in the emergence of stable mixed languages. In Yaron Matras & Peter Bakker (eds.), *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*, 21–39. Berlin: De Gruyter.
- Thomason, Sarah G. (2007): Language contact and deliberate change. *Journal of Language Contact* 1 (1), 41–62.
- Thomason, Sarah G. (2008a): Social and linguistic factors as predictors of contact-induced change. *Journal of Language Contact* 2 (1), 42–56.

- Thomason, Sarah G. (2008b): Pidgins/creoles and historical linguistics. In Silvia Kouwenberg & John Victor Singler (eds.), *The Handbook of Pidgin and Creole Studies*, 242–262. Malden, MA: Wiley-Blackwell.
- Thomason, Sarah Grey & Terrence Kaufman (1988): *Language Contact, Creolization, and Genetic Linguistics*. Berkeley: University of California Press.
- Trudgill, Peter (2004): *New-Dialect Formation: The Inevitability of Colonial Englishes*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Trudgill, Peter (2015): Societies of intimates and linguistic complexity. In Rik De Busser & Randy J. LaPolla (eds.), *Language Structure and Environment: Social, Cultural, and Natural Factors*, 133–148. Amsterdam: John Benjamins.
- Van Coetsem, Frans (1988): *Loan Phonology and the Two Transfer Types in Language Contact*. Dordrecht: Foris.
- Van Rheedem, Hadewych (1994): Petjo: the mixed language of the Indos in Batavia. In Peter Bakker & Marten Mous (eds.), *Mixed Languages: 15 Case Studies in Language Intertwining*, 223–237. Amsterdam: IFOTT.
- Velupillai, Viveka (2015): *Pidgins, Creoles and Mixed Languages*. Amsterdam: John Benjamins.
- Verhaar, John W.M. (1995): *Toward a Reference Grammar of Tok Pisin: An Experiment in Corpus Linguistics*. Honolulu: University of Hawai'i Press.
- Versteegh, Kees (2017): The myth of the mixed languages. In Benjamin Saade and Mauro Tosco (eds.), *Advances in Maltese Linguistics*, 245–266. Berlin: De Gruyter Mouton.
- Volker, Craig (1991): The birth and decline of Rabaul Creole German. *Language and Linguistics in Melanesia* 22, 143–156.
- Wiese, Heike (2020): Contact in the city. In Raymond Hickey (ed.), *The Handbook of Language Contact*. 2nd edition, 261–280. Malden, MA: Wiley-Blackwell.
- Winford, Donald (2008): Processes of creole formation and related contact-induced language change. *Journal of Language Contact* 2 (1), 24–45.
- Winford, Donald (2009): On the unity of contact phenomena and their underlying mechanisms: The case of borrowing. In Ludmila Isurin, Donald Winford & Kees de Boot (eds.), *Multidisciplinary Approaches to Code Switching*, 279–305. Amsterdam: John Benjamins.
- Winford, Donald (2013): Social factors in contact languages. In Peter Bakker & Yaron Matras (eds.), *Contact Languages: A Comprehensive Guide*, 363–416. Berlin: De Gruyter Mouton.

